

III. RECENZJE I POLEMIKI CRITIQUES ET POLEMIQUES

RAINER SACHS (Wrocław)

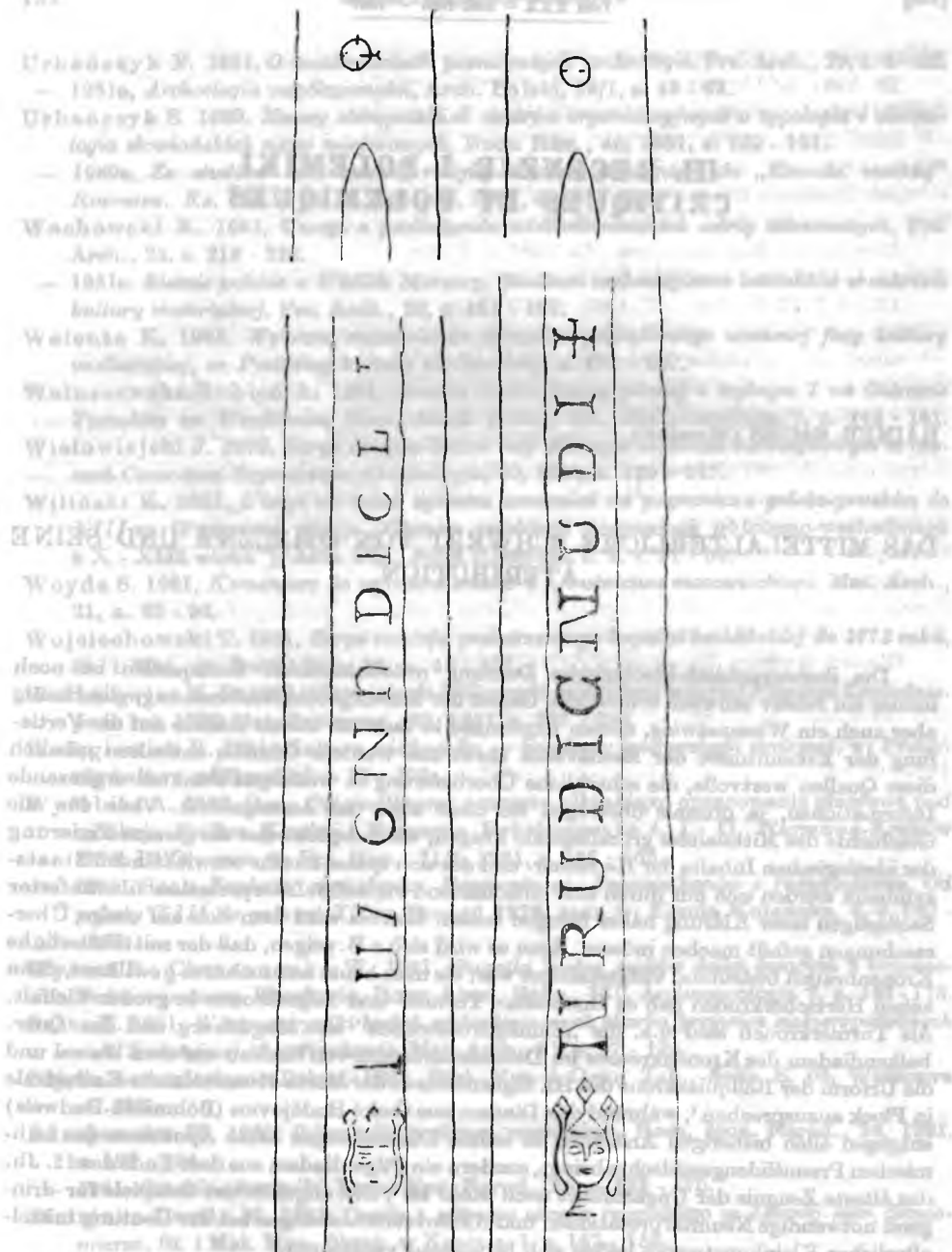
DAS MITTELALTERLICHE SCHWERT VON OSIECZNA UND SEINE ATTRIBUTION

Die ikonographisch-ideologische Deutung mittelalterlicher Sachquellen ist noch immer ein relativ schwach erforschtes Gebiet der Kulturgeschichtsforschung, gleichzeitig aber auch ein Wissenszweig, dessen Ergebnisse in Zukunft immer stärker auf die Vertiefung der Erkenntnisse der Mediävistik einwirken werden. Oftmals enthalten nämlich diese Quellen wertvolle, die schriftliche Überlieferung in wichtigen Punkten ergänzende Informationen, ja oftmals überragen sie diese sogar an Aussagekraft. Viele für die Geschichte des Mittelalters grundlegende Fragen, wie beispielsweise die genaue Fixierung der ideologischen Inhalte der Herrscher- und der sich später aus ihr entwickelnden Staatssymbolik werden sich nur durch eine entscheidend vertiefte Interpretation überlieferter Sachzeugen einer Klärung näher bringen lassen. Hierbei wird man sich auf einige Überraschungen gefaßt machen müssen, denn es wird sich z.B. zeigen, daß der mittelalterliche Kronenbrauch bedeutend vielgestaltiger war, als man heute anzunehmen gewillt ist, denn neben Herrscherkronen gab es Hochzeits-, Turnier- und Pilgerkronen in großer Vielfalt. Als Turnierkronen sind u.a. die „Zinnfigurenstreifen“ aus Magdeburg und das Querbalkendiadem des Kronenkreuzes im Diözesammuseum von Krakau auf dem Wawel und die Urform der Reliquiarkrone des Hl. Sigismunds in der Maria-Himmelfahrts-Kathedrale in Plock anzusprechen¹, während das Diadem aus České Budějovice (Böhmisch-Budweis) entgegen allen bisherigen Ansichten in seinen Darstellungen keine Apotheose des böhmischen Premislidengeschlechts bringt, sondern ein Pilgerdiadem aus dem Ende des 12. Jh., das älteste Zeugnis der Ungarnfahrt nach Köln ist². Die angeführten Beispiele für dringend notwendige Neuinterpretationen und Akzentverschiebungen bei der Deutung mittelalterlicher Kleinkunstwerke ließen sich bedeutend vermehren.

Vor einigen Jahren sprachen die Waffenkundler Marian Glosek und Leszek Kajzer aus Łódź in einer Monographie des mittelalterlichen Schwertfundes von Osieczna (Abb. 1) aufgrund gewisser Interpretationsversuche der figuralen Klingenzier die Vermutung aus,

¹ R. Sachs 1983.

² Diese Ansichten wird der Autor in Kürze in einer besonderen Abhandlung zu begründen suchen.



III. 1: Klingenzierr des Schwertes von Osieczna, Kr. Leszno, 2. Hälfte 12. Jh.-1. Hälfte 14. Jh., Museum in Leszno (Inv.-Nr. 116). Nach M. Głosek, L. Kajzer.

daß es sich bei diesem Exemplar um das ehemalige Eigentum des großpolnischen Fürsten Przemysł II. (1257 - 1296) handle. Hierbei ließen sie sich von folgenden Erwägungen leiten:

1) Das Schwert besitzt die Eigenschaften XII, I, 3 der Klassifizierung R. E. Oakshotts, woraus sich seine Datierung auf die 2. Hälfte des 12. Jh. bis 1. Hälfte des 14. Jh. ergibt, die die Autoren dann, ohne Angabe weiterer Gründe auf die Mitte oder die 2. Hälfte des 13. Jh. einengen³.

2) Aufgrund der in beide Klingenflächen eingelassenen Gelbmetallinschrift gehört der Fund von Osieczna zu einer Schwertgruppe, in deren Klingeninschriften sich neben anderen Buchstaben stets die Buchstabenfolgen DIC befindet. Eine Analyse der Verbreitung dieser Schwertgruppe ergibt, daß diese Waffen auf einem geschlossenen Gebiet, nämlich in Mecklenburg, Brandenburg und Nordwestpolen in Gebrauch waren. In dieser Region befand sich vermutlich auch ihre Herstellungsstätte⁴.

3) Neben den Inschriften ziert die Breitseiten der Schwertklinge je eine gekrönte Männerbüste — ein Motiv, das bisher auf mittelalterlichen Schwertern einmalig ist. Hieraus, sowie aus der Tatsache, daß reich verzierte Schwerter vor allem vom Hochadel getragen worden waren, schließen die beiden Autoren auf wichtige ideologische Inhalte dieses Symbols. Ihrer Ansicht nach sollte es die Ansprüche seines Trägers auf die Königswürde versinnbildlichen. Unter den beiden Herrschern, die sämtliche genannten Bedingungen erfüllen würden, Heinrich II. Probus (um 1257/58 - 1290) und Przemysł II. (1257 - 1296), entschieden sie sich, als viel mehr wahrscheinlich, für den letzteren⁵. Diese Ansicht wurde von Prof. Andrzej Nadolski auch in die populärwissenschaftliche Literatur eingeführt⁶.

Angesichts der weitreichenden Konsequenzen der Forschungsergebnisse von Marian Glosek und Leszek Kajzer, mögen hier einige kritische Bemerkungen gestattet sein.

Trotz der vorbildlichen Bemühungen beider Autoren um eine logisch einwandfrei dokumentierte Beweiskette und der klaren Trennung von eindeutigen Tatsachen und nur wahrscheinlichen Diskussionsvorschlägen (der wichtigste ist hier gerade die Attribution des Schwerts an Przemysł II.!), haben sich doch unbewußt einige irrtümliche, bzw. unbewiesene Behauptungen eingeschlichen.

Von grundlegender Bedeutung sind hierbei zwei: erstens ist die Annahme, daß es sich bei den figürlichen Darstellungen sicher um männliche Büsten handelt durch nichts bewiesen und ebenso fragwürdig ist zweitens die Vermutung, daß die Darstellungen zwangsweise weltliche Inhalte ausdrücken müssen. Diese Voraussetzungen wurden von den Autoren bezeichnenderweise stillschweigend und ohne jeglichen Begründungsversuch angenommen.

Wenn man sich nach ikonographischen Parallelen umsieht werden diese Überzeugungen stark erschüttert. Diese sind, auch wenn vergleichbare Darstellungen auf Schwertklingen noch nicht bekannt sind, keineswegs selten. Aus der gleichen Region, vom mittelalterlichen Gräberfeld in Cedynia, kennen wir aus Grab 481 einen Bronzebeschlag, vermutlich eines Gürtels, aus der 2. Hälfte des 13. Jh. mit einer fast identischen Darstellung⁷ (Abb. 2), deren Schema sich im bekannten Altartuch aus dem Zisterzienserkloster Zehdenick (jetzt im Märkischen Museum in Berlin) (Abb. 3), das aus der gleichen Zeit stammt, in einem festen ikonographischen System mehrmals wiederholt⁸.

³ M. Glosek, L. Kajzer 1975, S. 282.

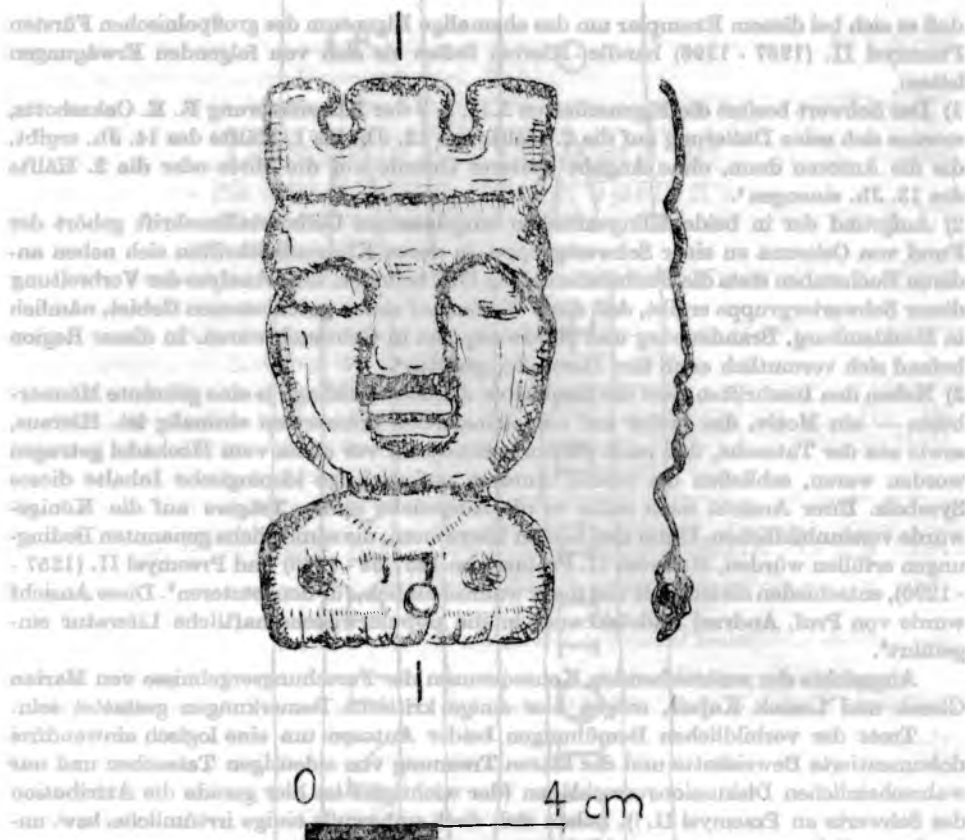
⁴ Das., S. 284.

⁵ Das., S. 287.

⁶ A. Nadolski 1984, s. 59.

⁷ H. Malinowska-Lazarczyk 1982, Bd. I, Taf. XVIII: 8, S. 41; Bd. II, S. 111. Diese Autorin geht wie M. Glosek und L. Kajzer von der von ihr nicht näher begründeten Annahme aus, bei ihrem Funde handle es sich um eine männliche Büste.

⁸ H.-J. Bieskow 1977/78, S. 33 ff.



Ill. 2: Beschlag aus dem Grab 481
des mittelalterlichen Gräberfelds in
Cedynia, Bronze, Ende 13. Jh. Nach
H. Malinowska-Lazarczyk.

Im letzten Fall steht es unumstößlich fest, daß es sich um weibliche Büsten eines sakralen Darstellungsprogramms handelt. Eine Christusdarstellung auf der Fibel vom Burgterrain in Bled (Jugoslawien) aus dem 10. Jh. (Abb. 4), die auch die Behauptung von Glosek und Kajzer, Kronen mit stark überhöhten Mittelteil kämen erst in der gotischen Kunst vor¹⁰, als falsch erweist, deutet darauf hin, daß es sich bei den gekrönten Büstenfiguren um eine allgemeuropäische Erscheinung mit differenzierten ikonographischen Inhalten handelt. Auch bei diesem Exemplar kann der sakrale Charakter der Darstellung keinem Zweifel unterliegen.

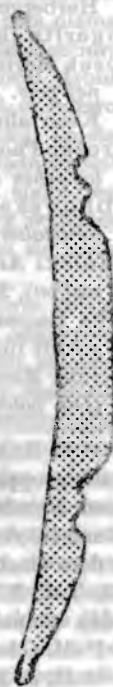
Wenn mit den bisherigen Ausführungen auch sicher sein dürfte, daß die für Przemysł II. als ehemaligen Besitzer des Schwerts von Osieczna vorgebrachten Argumente keineswegs stichhaltig sind, fällt es doch schwer, besonders solange die Klingenschriften der DIC-Swertgruppe nicht überzeugend interpretiert werden können, einen über jede Zweifel erhabenen Lösungsvorschlag zu machen. Am wahrscheinlichsten wird man in den Büstendarstellungen von Zehdenick (im Medaillon), Cedynia und Osieczna Bilder

⁹ P. Korošec 1979, S. 12, Taf. 152: 1.

¹⁰ Hiergegen spricht auch die Darstellung der Könige Heinrich I. und Konrad I. des Evangeliars von St. Emmeran (Krakau, Dombibliothek) aus dem Übergang vom 11. ins 12. Jh. (vergl. M. Walicki 1971, S. 526).



III. 3. Altartuch von Zehdenick (Ausschnitt), Endo 13. Jh. (Märkisches Museum Berlin, Inv.-Nr. III 57, 33K). Nach H.-J. Beeskow.



III. 4. Fibel mit Christusdarstellung aus der Burg Bled (Jugoslawien), 2. Hälfte 10. Jh. Nach P. Korošec.

der Maria als Himmelskönigin sehen müssen, wogegen auch das Fehlen von Heiligen scheinen nicht ins Feld geführt werden kann, da selbige in der romanischen Kunst oftmals weggelassen wurden¹¹. Dies würde wohl auch am besten mit dem allgemein angenommenen religiösen Charakter der Inschriftensentenzen der DIC-Schwertgruppe¹² übereinstimmen. Auch der im Falle des zehdenicker Altartuchs feststehende und für den Fund von Cedynia wahrscheinliche Einfluß zisterziensischer Marienmystik¹³ könnte diese Vermutung unterstützen, die sich sehr gut in das kulturelle Gesamtbild der Zeit einpaßt, wovon zahlreiche Mariensymbole auf mittelalterlichen Schnallen überzeugen können¹⁴, ganz abgesehen von vielleicht für die ritterliche Kultur dieses Raums vom Deutschen Orden ausgehenden Impulsen. Sollte man sich mit einer Mariendarstellung auf Schwertklingen nicht anfreunden können, käme im sakralen Symbolbereich vielleicht noch Christus als Pankreathor und Weltenrichter in Betracht, denn auch christologische Motive sind auf Schnallen dieser Zeit reichlich vertreten¹⁵, allerdings dürfte diese Deutung entschieden weniger wahrscheinlich sein.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, daß die von Marian Głosek und Leszek Kajzer vorgelegte Interpretation der Klingendarstellungen des Schwerts von Osieczna abgelehnt und die wahre Bedeutung der Figuralzier eher im sakralen Bereich gesucht werden muß. Nach wie vor sind zur endgültigen Klärung dieser Frage jedoch weitere Forschungen notwendig und das letzte Wort kann erst nach der zweifelsfreien Inschriftenauflösung der Exemplare der DIC-Schwertgruppe gesprochen werden.

LITERATURVERZEICHNIS

- Beeskow Hans-Joachim 1977/78, *Einige Bemerkungen zum Zehdenicker Altartuch*. In: Herbergen der Christenheit, S. 33 - 46.
- Fingerlin Ilse 1971, *Gürtel des hohen und späten Mittelalters*, München-Berlin.
- Głosek Marian; Kajzer Leszek 1975, *Zdobiony miecz średniowieczny znaleziony w Osiecznej pow. Leszno*. *Decorated medieval sword fund at Osieczna, in the district of Leszno*, Kwartalnik Historii Kultury Materialnej XXII, S. 279 - 288.
- Korošec Paola 1979, *Zgodnjesrednjeveška arheološka slika karantanskih Slovanov* (*Archäologisches Bild der karantanischen Slawen im frühen Mittelalter*), Bd. II, Ljubljana.
- Malinowska-Łazarczyk Helena 1982, *Cmentarzysko średniowieczne w Cedynii* (*Das mittelalterliche Gräberfeld in Cedynia*), Bd. 1/2, Szczecin.
- Nadolski Andrzej 1984, *Polska broń. Broń biała* (*Polnische Waffen. Hieb- und Stichwaffen*), 2. Aufl., Wrocław.
- Sachs Rainer 1983, *Die Magdeburger „Zinnfigurenstreifen“ und ihre Funktion*, Zeitschrift für Archäologie 17, S. 249 - 253.
- Walicki Michał 1971, *Sztuka polska przedromańska i romańska do schyłku XIII wieku* (*Die polnische vorromanische und romanische Kunst*), Bd. I, Warszawa.

¹¹ Z. B. besitzt der Christus auf der den Einzug Christi in Jerusalem darstellenden Figurengruppe auf dem Beschlag der berühmten Schnalle des Horts von Dune (Gotland) keinen Nymbus, was zu langwierigen Diskussionen über den Charakter dieser Darstellung führte (vergl. I. Fingerlin 1971, S. 447 f.), die erst durch den Fund der Schalle aus dem Grab 740 des Gräberfelds von Cedynia (vergl. H. Malinowska-Łazarczyk 1982, Taf. XXXI: 2, Ed. II, S. 178) zugunsten einer sakralen Deutung entschieden werden können.

¹² M. Głosek, L. Kajzer, 1975, S. 284.

¹³ H. J. Beeskow, 1977/78.

¹⁴ I. Fingerlin, 1971.

¹⁵ Vergl. Bem. 11.

Peter Donat, *Die Mecklenburg — eine Hauptburg der Obodriten*, Berlin 1984, Akademie Verlag (=Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Nr. 37), ss. 187, 13 tablic, ryciny w załączeniu.

Praca składa się zasadniczo z dwóch części. Pierwsza z nich jest autorstwa Petera Donata. Drugą stanowią cztery przyczynki, będące jej uzupełnieniem; przy czym wszystkie one są z pogranicza archeologii i nauk przyrodniczych: 1. Manfred Jählig, *Zu den Ergebnissen der dendrochronologischen Untersuchungen der Holzproben vom slawischen Burgwall Mecklenburg* (s. 143 - 146); 2. Elsbeth Lange, *Paläo-ethnobotanische Untersuchungen zur Ausgrabungen am slawischen Burgwall Mecklenburg* (s. 147 - 159); 3. Hans-Hermann Müller, *Die Tierreste aus der Mecklenburg* (s. 161 - 182); 4. Norbert Benecke, *Die Fischerreste aus der Mecklenburg* (s. 183 - 187). Dodać jeszcze trzeba, iż katalog znalezisk z podgrodzia opracował Sven Gustavs (s. 109 - 126).

P. Donat podstawową część swej książki poprzedza krótkim rozdziałem wstępnym, w którym omawia położenie grodziska w Mecklinie-Mecklenburgu, jego historię „pisaną” i dzieje badań nad tym obiektem. W rozdziale tym uderza od razu — nieczęste dzisiaj — poszanowanie dorobku starszej historiografii, głównie dziewiętnastowiecznej. Żadnego w nim krytykanetwa z pozycji nieporównywalnych, bo nauki końca XX w.

Jak cała historia Meklemburgii, tak i badania nad tym grodem Obodrzyców wiele zawdzięczają Fryderykowi Lischowi, który jeszcze w pierwszej połowie ubiegłego wieku nie tylko zestawiał i interpretował wszystkie ważniejsze wiadomości odnoszące się do Mecklina, lecz także doprowadził do uznania — przez książąt mecklemburskich — samego grodziska za obiekt zabytkowy. Pierwsze większe wykopaliska przeprowadzono tu jednak dopiero w latach 1967 - 71, a ich wyniki omawia P. Donat.

W toku owych pięcioletnich wykopalisk niemalże całą uwagę skoncentrowano na samym grodzisku i — choć już mniejszą — osadzie podgrodowej, która znajdowała się nieco na północ od niego (stanowiska 1 i 2). Niestety ze względu na fakt, że cała niemal wewnętrzna powierzchnia grodu zajęta jest przez cmentarz obecnej wsi Mecklenburg, musiano i tu zakres prac mocno ograniczyć. Wykop założono w południowej stronie grodziska, a osiągnął on 52 m długości oraz 10 m szerokości u góry i 5 na dole, co pozwoliło na dokładne zbadanie całego przekroju wałów obronnych na tym odcinku. To stanowisko było też „oczkiem w głowie” archeologów badających ten obiekt. Jednocześnie w 1970 r. założono próbne wykopy na podgrodziu, by następnie odkryć sporą jego płaszczyznę, bez większych jednak rezultatów. Próbowano też, przy pomocy wykopów sondażowych, odszukać jakiś odcinek fosy broniącej podgrodzia, co być może się udało, ale co do czego nie ma pewności.

W roku następnym (1971) ograniczonymi badaniami objęto również dwie kolejne osady (stanowiska 3 i 4), znane już dzięki wcześniejszym powierzchniowym odkryciom, a także słowiańskie cmentarzysko. Wreszcie szereg wykopów sondażowych założono w obecnej wsi Mecklenburg, by stwierdzić, czy i tam istnieją starsze warstwy osadnicze.

Na stanowisku 1, przecinającym wał grodziska, dokopano się do calca, stwierdzając przy tym 36 warstw osadniczych i sześć faz budowy grodu. Trzy pierwsze fazy, wczesnosłowiańskie, obejmujące warstwy 36 - 17, miały razem 3,5 m grubości. Kolejne zaś fazy już tylko 1,25 m. W celu ustalenia jak najdokładniejszej chronologii obiektu zastosowano kilka metod, których wyniki poddano następnie konfrontacji. Na bazie stratygrafii ceramiki słowiańskiej ustalono, iż dwie pierwsze fazy budowy grodu należy przesunąć na okres przed IX w. W warstwie 30 znaleziono srebrną podkowę, która pozwoliła datować ją pewnie na IX w. Dla warstw przejściowych do okresu późnosłowiańskiego (19 - 16) przyjęto — na podstawie ceramiki — przedział czasu między schyłkiem X a początkiem XI w. Odtąd już aż do końca warstwy drugiej ciągnie się nieprzerwanie ceramika późnosłowiańska, która kończy się między warstwami 2 a 1, a co chronologicznie łączyć należy — zdaniem Donata — z przekazami o zniszczeniu grodu w Mecklinie w 1256 r.

Istotne też jest, iż już od warstwy 5, mimo dominacji ceramiki późnosłowiańskiej, pojawia się coraz więcej tzw. ceramiki stalowoszarej (blaugraue), która w warstwie 1 jest już bezwyjątkowa.

By się upewnić, w przyjętej chronologii zastosowano też metodę C¹⁴. Na cztery próby wykonane dla najstarszej fazy grodu dwie wypadły na połowę VII w., jedna na 970 r., a jedna na 480 r. (!). Pozwala to zdaniem Donata uznać orientacyjnie połowę VII w. za początek budowy grodu, „choć właśnie wykonanie serii (badań metodą C¹⁴) wyraźnie pokazało granice owej metody, w odniesieniu do stanowisk wczesnośredniowiecznych” (s. 98 - 99). Przyjętą chronologię potwierdziły i pozwoliły uzupełnić badania nad 11 próbkami dobrze zachowanego drewna dębowego z warstw 35, 30 i 25.

Ostatecznie, zestawiając wyniki uzyskane za pomocą owych kilku metod, Donat wyciąga wniosek, że choć brak jednoznacznych wskazówek pozwalających datować początki Mechlina, tym niemniej trzeba je przenieść na okres przed połową VII w.; przy czym nie można wykluczyć, iż należy je cofnąć aż na koniec VI w.! Dodać warto jeszcze, że wysoce prawdopodobne jest, że podgrodzie powstało równocześnie z grodem, a dwie kolejne osady (stanowiska 3 i 4) uznać można za etapy jego rozbudowy.

Gród w Mechlinie stanowi szczególny przykład budownictwa obronnego Słowian połabskich, dzięki bowiem bardzo solidnemu zbudowaniu wałów pierwszej fazy grodu dotrwał bez większych zmian aż do XIII w. Jeśli idzie o wielkość, wysokość i siłę założeń obronnych Mechlina w VII w., to nie znajdują one porównania w żadnym innym grodzie Słowiańszczyzny północno-zachodniej. Zdaniem Donata wskazuje to jednoznacznie, że budować musiała go cała społeczność, a to wymagało sprawnej organizacji, którą zapewnić mogła tylko stosunkowo silna i scentralizowana władza. W tym samym kierunku prowadzi Autor unikatowe odkrycie ogromnej ilości kości zwierzęcych, które mogły pochodzić jedynie z danin na rzecz dworu książęcego, a co datować należy już na VIII i IX w. Zdaniem Donata dowodzi to, iż Związek Obodrzycki pozostawał najpóźniej od VIII w. pod władzą jednego księcia. W późniejszych fazach grodu ilość i rodzaj kości zwierzęcych znajdujących w Mechlinie niczym się już nie wyróżniają. To zaś doskonale współgra z podobnym odkryciem ze Starej Lubeki, gdzie owe ogromne ilości kości zwierzęcych pochodzą z okresu późniejszego. Wskazuje to na utratę przez Mechlin funkcji naczelnego grodu Obodrzyców, choć był on użytkowany nadal aż po połowę XIII w., kiedy to go zniszczono, by jeszcze raz odbudować i ponownie, tym razem całkowicie, zniszczyć w początkach XIV w.

Warto by jeszcze wspomnieć, że wszystkie trzy osady podgrodkowe zostały najpóźniej do końca XI w. opuszczone i że w tym okresie w okolicy Meklenburga nastąpił regres w rozwoju osadnictwa i rolnictwa, co Autor — chyba słusznie — wiąże z walkami obodrzycko-niemieckimi i polityczną ekspansją Niemiec na tym obszarze. Jednocześnie najstarsze ślady osadnictwa na terenie średniowiecznej wsi Mecklenburg, założonej nieco na północ od słowiańskiego kompleksu, nie sięgają głębiej niż XIII w. Stąd — moim zdaniem — wyciągnąć można jeden tylko wniosek. Mianowicie, że źródła archeologiczne nie pozwalają mówić o stopniowym przejściu od osady słowiańskiej do średniowiecznej (niemieckiej), gdyż między nimi występuje stuletnia (!) przerwa. Dlatego nie rozumiem, w jaki sposób P. Donat wyciągnął przeciwny wniosek, nawet jeśli obwarował go mianem hipotezy. Nie można też było przenieść osadników ze starej słowiańskiej osady na nowe miejsce, skoro wszystkie z owych osad były już w końcu XI w. opuszczone!

Na tym zakończmy omówienie książki Donata, zastrzegając od razu, że wiele kwestii o kapitalnym znaczeniu dla historii i archeologii wczesnośredniowiecznej (jak choćby niektóre ustalenia odnośnie do stratygrafii i datowania słowiańskiej ceramiki) został tu z konieczności pominięty¹. Podobnie nie wszystkie ma wątpliwości i uwagi

¹ Szczególnie ważną wiadomością jest fakt, że na terenie Mechlina nie odkryto żadnych wyraźniejszych śladów uprawiania rzemiosła, co wyklucza wcześniejsze przypuszczenie J. Herrmanna, iż należy go identyfikować ze słynnym Rerikiem.

znalazły tu miejsce. Uważam bowiem, iż bez względu na taką czy inną ocenę szczegółów tej książki, stanowi ona jeden z najlepszych przykładów dobrej pracy archeologa, który poza źródłami materialnymi wykorzystuje też pisane, rozumie je przede wszystkim, a na dodatek potrafi jedno i drugie skonfrontować oraz wyciągnąć — niekiedy bardzo daleko idące — wnioski, rzucające — w wielu przypadkach — nowe światło na przebieg procesu historycznego. Książka ta pokazuje też jednocześnie, jak bardzo historyk parający się średniowieczem zależny jest od pracy archeologa, której nie tylko nie może nie doceniać, ale w ręcz pomijanie jej wyników jest rażącym lekceważeniem rygorów naukowych.

Jan M. Piskorski

Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa, herausgegeben von Jadran Ferluga, Manfred Hellmann, Frank Kämpfer, Herbert Ludat, Klaus Zernack, Serie A. Lateinische Namen bis 900, t. 1 (Aba — Bastarnae, Nachtrag), 1973 - 1977, Ss. LXXIII + 429; t. 2 (Belaa — Carolus Magnus), 1978 - 1983, Ss. LXXI + 412. Serie B. Griechische Namen bis 1025, t. 1 (Aaron — Adrianoupolis, Addenda et Corrigenda), 1974 - 1980, Ss. LXXI + 319; t. 2, Lieferungen 1 - 5 (Adrianoupolis — Anastasiakon teichos), 1981 - 1983, Ss. CXII + 188. Franz Steiner Verlag — Wiesbaden.

Zgodnie z założeniem *Glosarz* jest zbiorem ekscerptów źródłowych do dziejów Europy środkowej, wschodniej i południowej, z położeniem głównego nacisku na wszystkie informacje o Słowianach. Wypisy z wszelkiego typu źródeł usystematyzowano w nim według najogólniej biorąc imion osobowych, nazw miejscowych i plemiennych oraz terminów prawnoustrojowych i społeczno-politycznych, które stanowią hasła *Glosarza*. Ponadto ze względu na różne języki przekazów jest on podzielony na serie językowe. Jak dotąd uruchomiono publikację serii łacińskiej (A) oraz greckiej (B); pierwsza z nich jest bardziej zaawansowana. W toku są prace przygotowawcze do druku serii słowiańskiej (C). Udostępnienie ekscerptów z innych źródeł — szczególnie ważne byłyby arabskie i skandynawskie — odłożono na bliżej nie określoną przyszłość.

Ramy geograficzne *Glosarza* nie są linearnie zakreślone z uwagi na konieczność uwzględnienia Słowian wszędzie tam, gdzie oni się znajdowali. W zasadzie obejmuje on obszar Europy między Łabą, Saalą, Czeskim Lasem, morzami: Bałtyckim, Adriatyckim, Egejskim, Czarnym i Kaspijskim oraz Wołgą i Donem. Chronologię całego *Glosarza* — a odnosi się to również do czasu powstania wykorzystanych źródeł — zamknięto z jednej strony najazdem Hunów i początkiem europejskiej wędrówki ludów, z drugiej najazdem Tatarów. Dotyczy on zatem okresu od drugiej połowy IV do połowy XIII w. Ta pierwsza cezura jest zbyt późna. Dobrze, że od razu można przyjąć możliwość częściowego uzupełnienia powstałej w ten sposób luki w materiale źródłowym przez przygotowywane przez Akademię Nauk NRD wydawnictwo pokrewne *Glosarzowi* pt. *Die griechischen und lateinischen Quellen zur Geschichte Mitteleuropas und angrenzender Gebiete bis gegen Ende des 5. Jahrhundert u.Z.* (por. Mitteilungen zur Alten Geschichte und Archäologie in der DDR, 10: 1982, s. 12). Natomiast w obydwu seriach będących już w toku realizacji obowiązuje dodatkowy podział chronologiczno-merytoryczny, mianowicie dla serii łacińskiej jest to rok 900, dla serii greckiej rok 1025. Obydwie te daty, zdaniem Wydawców oddzielające dwa różne okresy w dziejach Słowiańszczyzny, a także łacińskiego Zachodu i bizantyńsko-greckiego Wschodu, naszym zdaniem mają charakter umowny. Praktycznie ma to oznaczać jednak uzasadnienie ograniczenia pierwszej tak pomyślanej części *Glosarza* wyłącznie do nazw. Terminy prawnoustrojowe i społeczno-polityczne mają być

wprowadzone dopiero od X w. W rezultacie niesłusznie pominięto zostaną liczne przecież przekazy odnoszące się do ustroju Słowian w czasach przedpaństwowych. Ogólny obraz Słowiańszczyzny zubożony będzie też brakiem genezy wielu instytucji (zwłaszcza na nierównomierny rozwój poszczególnych gałęzi Słowian i niejednakową intensywność wpływów obcych).

Opracowanie każdej serii spoczywa w rękach oddzielnej, kilkusobowej redakcji, jednak w przygotowaniu dotąd wydanego materiału brał udział zespół liczący obecnie około trzydzieści osób. Nad całością prac czuwa pięciu uczonych przedstawionych w tytule niniejszych uwag. Z nich J. Ferluga odpowiada za serię grecką, a H. Ludat za serię łacińską. W obrębie serii hasła są ułożone w porządku alfabetycznym, podobnie jak ekscerpty w artykułach hasłowych, które są podane według alfabetycznej kolejności nazw źródeł. Na artykuł hasłowy składa się samo hasło z krótkim objaśnieniem identyfikacyjnym, dalej idą warianty źródłowe nazwy, ekscerpty, odsyłacze do innych haseł, wreszcie podstawowa bibliografia. Niektóre z artykułów hasłowych są ogromne, zwłaszcza Awarowie w obydwu seriach (A.t. 1, s. 187 - 257, 261 - 283; B. t. 1 s. 10 - 200). Materiał publikowany jest zeszytami o mniej więcej jednakowej objętości (około 64 strony). Obecnie osiem zeszytów tworzy jeden tom. Każdy z dotychczasowych tomów obydwu serii otwierają: wstęp oraz bardzo obszerne wykazy skrótów językowych, bibliograficznych i nazw źródeł wykorzystanych do ekscerpowania. Część ta wyróżniona jest paginacją rzymską, podczas gdy materiał hasłowy ma paginację arabską. Na końcu tomów znajdują się bardzo pożyteczne poprawki i uzupełnienia.

Przy tak rozległym zakresie terytorialnym i chronologicznym uzyskanie proklamowanej na początku edycji kompletności haseł i źródeł jest praktycznie niewykonalne. Stąd nie dziwi nas spora liczba opuszczeń dostrzeżonych przez poprzednich recenzentów (por. M. W. Bibikow, *Driewniejszyje gosudarstwa na territorii SSSR*, wyp. 5: 1981, druk: Moskwa 1983, s. 213 - 18; E. Donnert, *Zeitschrift für Slawistik*, 24: 1979, s. 602 - 3; E. Herrmann, *Bohemia*, 21: 1980, z. 2, s. 392 - 93; J. Irmscher, *Deutsche Literaturzeitung*, 100: 1979, s. 348 - 9, 104: 1983, s. 233 - 4; H. Kunstmann, *Die Welt der Slawen*, 22: 1977, s. 207 - 11; Lj. Maksimovič, *Istorijski glasnik*, r. 1980, z. 1 - 2, s. 156 - 7; G. Schramm, *Südost-Forschungen*, 35: 1976, s. 279 - 83; H. K. Schulze, *Historische Zeitschrift*, 234: 1982, z. 2, s. 400 - 2; G. Stökl, *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 66: 1979, s. 438 - 40; J. Strzelczyk, *Studia Źródłoznawcze*, 21: 1976, s. 163 - 5; E. Trapp, *Jahrbuch der österreichischen Byzantinistik*, 33: 1983, s. 348 - 51; J. Udolph, *Beiträge zur Namenforschung*, NF., 14: 1979, s. 358, 16: 1981, s. 466, 17: 1982, s. 468).

Do nich dorzucić możemy kilka własnych uzupełnień, aczkolwiek równocześnie godzi się podkreślić, iż bardziej wyczerpujący wydaje się zebrany materiał serii greckiej. Tak więc do niej proponujemy tylko dwa hasła: Abdelai (określenie Heftalitów — por. Moravcsik, *Byzantinoturcica*, t. 2, s.v.) i Agathon Diakon (pisarz bizantyński z w. VII/VIII — por. Beck, *Kirche und Theologische Literatur*, s. 561). Natomiast w serii łacińskiej nie ma wśród haseł Aleksego Sampsisa Hunola (jeden z posłów bułgarskich na VIII sobór powszechny w Konstantynopolu — por. Moravcsik, op. cit., t. 2, s. 355 - 6), nie ma Alp (są tylko w serii greckiej), nie ma Akwizgranu, stolicy Karola Wielkiego i jego następców, gdzie przyjmowano wiele poselstw słowiańskich, nie ma Andrzeja, arcybiskupa Dubrownika (mimo że jako hasło umieszczono nomenklaturę Auarorum civitas, wziętą z tego samego źródła — bulli papieża Zachariasza z r. 743) ani też Bambergu. W tym ostatnim wypadku Wydawcy mają formalnie rację, bo pierwsza wzmianka o nim pochodzi z roku 902. Ale jest to chyba formalizm pozorny, jeśli uwzględniono hasło Alba Iulia. Legitymacja obydwu grodów do figurowania w *Głosarzu* jest naszym zdaniem co najmniej taka sama (por. J. Strzelczyk, *Bamberg, Słownik Starożytności Słowiańskich*, t. VII, cz. 2, Wrocław 1986, s. 401-403; W. Swoboda, *Alba Iulia*, tamże, s. 346 - 348. Ponadto brak oddzielnego hasła Obodrzyce naddunajscy. Odsyłacz do Praedene-centi od Abodriti nie jest tu uzasadniony, ponieważ w pierwszym zapisie źródłowym

występują oni jako Abodriti wśród innych plemion południowosłowiańskich, a forma Praedenecenti nigdzie nie jest poświadczona samodzielnie ([...] *legatos Abodritorum, qui vulgo Praedenecenti vocantur* [...]). Podobnie oddzielnie hasło powinna mieć Anna, żona bojara bułgarskiego Sondoke, wymieniona w Ewangeliarzu z Cividale. Została ona bezpodstawnie uznana za osobę identyczną z występującą w innym przekazie tegoż źródła swoją imienniczką, córką władcy bułgarskiego Borysa-Michała.

Znacznie bardziej kłopotliwe od braków hasłowych bywają dla użytkowników tego typu wydawnictw niekonsekwencje i niedopatrzenia. Tych jednak w *Głosarzu* dostrzegamy niewiele. Przede wszystkim niezrozumiała jest dla nas przyjęta w obydwu seriach zasada tworzenia skrótów bibliograficznych. Lekkomyślnie — jak sądzimy — zastąpiono wiele starych, i co najważniejsze dobrze znanych badaczom skrótów, tworami nowymi, niekiedy bardzo dziwacznymi. Litanię ich trudno tu cytować, a ma to jeszcze jeden aspekt, mianowicie techniczny — stwarza większe możliwości pominiecia błędów w korektach. Niejasna jest motywacja występującego również w obydwu seriach łączenia dwóch osób w jedną lub dzielenia jednej osoby na dwie. Ten ostatni przypadek ma miejsce w odniesieniu do Alusjana (B., t. 2, s. 157 - 62). Był on synem cara bułgarskiego Jana Władysława nazywanego w źródłach także Aaronem, po ojcu Aronie Komitopulu, bracie Samuela (nb. w serii łacińskiej nie ma hasła Aaron, choć występuje ono np. u Ademara de Chabannes). Z tego prawdopodobnie powodu Alusjan stał się w jednym hasle synem Jana Władysława, w drugim synem Aarona, aczkolwiek w hasle Aaron w serii greckiej nie podano w wątpliwość identyfikacji z Janem Władysławem. Wyjątkowo zdarza się w *Głosarzu* cytowanie ekscerptów z nowych wydań źródłowych bez zaznaczenia tej zmiany podstawy druku. Tak jest np. z wypisami z *Notitiae episcopatum ecclesiae Constantinopolitanae* w tomie drugim serii B. W wykazie skrótów źródłowych nadal figuruje w nim długi wykaz edycji różnych redakcji tego źródła, z których korzystano przy ekscerpowaniu. Obecnie są one dostępne w monumentalnym wydaniu J. Darrouzèsa (1981); mimo wykorzystania tego wydania i uwzględnienia propozycji tego badacza co do datowania poszczególnych redakcji w niektórych hasłach pozostawiono stare oznaczenia znajdujące się w sprzeczności z nową datacją (s.v. Amantia, Amphissa). Poza tym w kilku hasłach tegoż tomu (s.v. Akoum, Akys, Aleksandros, Aleksandros naos, Amantios, Anargyron temenos) najnowsza książka V. Beševlieva, *Die protobulgarische Periode der bulgarische Geschichte*, Amsterdam 1980 — uprzednio jest cytowana w bibliografii jako opublikowana w roku 1981; podobnie jest w bibliografii do hasła Cardamus w tomie drugim serii A.

Powyższe uwagi krytyczne, drobne w istocie rzeczy, stanowią świadectwo rzetelności i akuratałości Wydawców. Trudno też odmówić uznania ambitnemu zamiarowi oraz powstałemu w jego wyniku dziełu. Będzie ono na pewno bardzo użytecznym *instrumentum studiorum*, tyle że anachronicznym w drugiej połowie XX w. Nie możemy bowiem ukryć rozczarowania koncepcją *Głosarza*.

Zapewnienie stosunkowo łatwo dostępnej podstawy dokumentacyjnej, będącej zarazem podsumowaniem poprzednich oraz wstępem do dalszych badań, jest jednym z istotnych działań współczesnej historiografii. Służą temu zadaniu encyklopedie naukowe, takie jak *Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft* czyli popularna Pauly-Wissowa (1894 - 1978), *Lexikon des Mittelalters* (do 1977), *Słownik starożytności słowiańskich* (od 1961), *Reallexikon des Germanischen Altertumswissenschaft* (wyd. 2 — od 1973), *Reallexikon der Byzantinistik* (od 1968) oraz wiele innych. W parze z nimi idzie reedycja starych, trudno dostępnych i publikacja nowych, krytycznych wydań źródeł, a także różnego rodzaju monotematycznych zbiorów ekscerptów źródłowych. Wspólną cechą wszystkich współczesnych wydawnictw źródłowych jest obecność lepiej lub gorzej opracowanego komentarza erudycyjnego, będącego w założeniu sumą dotychczasowej wiedzy o wydanych źródle i jego wartości informacyjnej. Dzisiaj jest on bowiem miarą ważności nowoczesnej publikacji tego rodzaju. *Głosarz* nie zawiera żadnego komentarza. Dlatego w naszym przekonaniu nawiązuje do odległych tradycji ekscerpowania źródeł,

że tak powiemy, „w stanie surowym”. *Glosarz* stawia przed badaczem nadal problem wiarygodności każdej zawartej w nim informacji źródłowej, a ponadto wymaga od niego przynajmniej minimalnej wiedzy o wartości ekscerpowanych źródeł, szczególnie w sytuacji, gdy ciągle jeszcze przeważają (to znakomicie widać w zestawieniach źródłowych *Glosarza*) w tzw. obrocie naukowym ich edycje przestarzałe i częściowo niekrytyczne, wymagające konsultacji z nowszą literaturą. Ideałem byłoby więc, gdyby korzystający z *Glosarza* wiedział od razu, że np. umieszczony w tobie pierwszym serii A (s. 182) pod hasłem *Auarorum civitas* ekscerpt z bulli wydanej przez papieża Zachariasza w roku 743 nie potwierdza występowania w wieku VIII tej nomenklatury jako nazwy dzisiejszego Baru w Czarnogórze (Jugosławia), ponieważ bulla ta jest dwunastowiecznym fałszyfikatem pochodzącym z Dubrownika. Aby dowiedzieć się tego, trzeba jednak zajrzeć do najnowszego wydania tej bulli, tj. do *Kodeksu dyplomatycznego Chorwacji i Dalmacji* (t. 1, pod red. M. Kostrenčicia, Zagrabiae 1967, nr 1), z którego pochodzi ekscerpt. Konieczność taka stawia pod znakiem zapytania dokumentacyjną, a przede wszystkim źródłoznawczą wartość *Glosarza*. Dotyczy to szczególnie uwzględnianych w nim przekazów dokumentowych, bo dokumenty były w średniowieczu, jak wiadomo, bardzo często przedmiotem fałszerstw popełnianych z rozmaitych pobudek. Ale nie tylko. Każdy, kto choć trochę obeznany jest z praktyką badawczą historyka-mediawisty przyzna, ile kłopotu może sprawić też stwierdzenie wiarygodności przekazów rocznikarskich czy kronikarskich np. tylko z powodu istniejących między nimi filiacji. Na dodatek, o czym już wspominaliśmy, przyjęto w *Glosarzu* alfabetyczny układ ekscerptów, co nie wartościuje przekazów nawet chronologicznie. Wykorzystanie zatem znajdujących się w nim wypisów z roczników oraz kronik zmusza również do posilkowania się literaturą źródłoznawczą. Aby nie być gołosłownym, przytoczymy choćby kontrowersję wokół przekazów Anonima Węgierskiego o stosunkach rusko-węgierskich w czasie migracji Węgrów do Kotliny Karpackiej (*Septem duces Cumanorum causa amicitiae ducis de Kyeu [...] itd.*) oraz o Gyuli siedmiogrodzkim. Nie znajdzie się wiadomości o niej przy wypisach z tego źródła i innych kronik węgierskich pod hasłami *Alba Iulia* (t. 1, s. 53), *Almus* (s. 74 - 8) oraz *Arpad* (s. 144 - 51). Odwołanie się do wydania krytycznego kronik węgierskich w *Scriptores rerum Hungaricarum* (1937) także nie wystarczy. Potrzebne są nowsze prace Gy. Györffy'ego, Gy. Moravesika, P. Ratkoša, M. Rusu i W. P. Szuszarina, których próżno szukać w bibliografii. Wynika z tego wniosek dodatkowy, że i ona nie zawsze spełnia spoczywające na niej zadanie, kluczowe przecież dla użyteczności *Glosarza* wobec braku komentarza erudycyjnego.

Nie tracąc z oczu faktu (wynikającego z bardzo rozszerzonego przez nowoczesną historiografię kwestionariusza pytań stawianych każdemu źródłu), że przekazy niewiarygodne lub wręcz fałszywe z jednego punktu widzenia mogą mieć wartość przeciwną z innego, stwierdzamy znikomą korzyść z *Glosarza* w jego obecnym stanie dla skrócenia procesu heurystyki. Korzyść ta polegać będzie prawdopodobnie przede wszystkim na tym, że badacz zachodni zamiast wykonywać kseroksy tekstów z mniej lub bardziej trudno dostępnych edycji źródłowych, sięgnie po *Glosarz* na własną półkę biblioteczną. Z *Glosarza* jako takiego udogodnienia nie będzie mógł skorzystać badacz polski, posługujący się i tak zresztą przeważnie długopisem i tzw. fiszką zamiast kseroksu. Z przyczyn jak się można domyślać finansowych, w jednym z głównych ośrodków badań historycznych w kraju, siedzibie *Słownika starożytności słowiańskich*, w Poznaniu nie ma ani jednego kompletnego zbioru dotychczas wydanych około trzydziestu zeszytów *Glosarza* z obu serii. Nawet sponsor niniejszych uwag, Redakcja „*Slavia Antiqua*”, jednego z czołowych organów sławistyki historycznej w Europie, otrzymała od Wydawnictwa w charakterze egzemplarza recenzyjnego jeden jedyny zeszyt z tomu drugiego serii A (*Lieferung 7, Caich — Carolus, filius Caroli Magni, Wiesbaden 1982*) w dziewięć lat po ukazaniu się pierwszego zeszytu edycji. Tyle narzekań o głównym naszym zdaniem mankamentem koncepcji *Glosarza*.

Na zakończenie jeszcze jedna uwaga o bibliografii do poszczególnych hasel. Pisa-

liśmy już o niej wyżej krytycznie. Tutaj z prawdziwą przyjemnością musimy pochwalić w *Glosarzu* względnie dobrą znajomość literatury z krajów słowiańskich, a także częste cytowanie *Słownika starożytności słowiańskich*.

Wincenty Swoboda

Władysław Łosiński, *Osadnictwo plemienne Pomorza (VI — X wiek)*. Wrocław 1982, Zakład Narodowy im. Ossolińskich, ss. 308 i mapa.

Stale poszerzający się stan rozpoznania archeologicznego terenu w powiązaniu z pogłębiającą się metodyką badań pozwalają na podejmowanie coraz bardziej wnikliwych studiów także nad poznaniem skomplikowanych przeobrażeń struktur osadniczych w dobie plemiennej. Nie trzeba podkreślać ich walorów poznawczych również dla warsztatu pracy historyka. Po opublikowaniu w ostatnich latach studiów osadniczych poświęconych ziemiom śląskim¹, kolejnym przedmiotem zakończonego etapu badań jest omawiana rozprawa dotycząca Pomorza. Stanowi ona częściowe podsumowanie wieloletnich prac terenowych i gabinetowych Autora nad problematyką osadniczą tego terenu w starszych fazach wczesnego średniowiecza.

Pod względem terytorialnym omawiane studium nie objęło ogółu ziem pomorskich w jego geograficznych granicach. Teren badań ograniczony został bowiem do północnej partii Pomorza. Uwzględnione zostały dwie duże jednostki fizjograficzne, a mianowicie Pobrzeże Południowobałtyckie oraz Pojezierze Zachodnio- i Wschodniopomorskie. Na zachodzie natomiast włączono także ziemie na lewym brzegu Odry w rejonie Szczecina. Poza obszarem zainteresowań rozprawy pozostały rozległe tereny Pojezierza Południowopomorskiego sięgające na południu po rejon Pradoliny Toruńsko-Eberswaldzkiej. Dzięki temu oprócz plemion pomorskich uwzględnione zostały fragmenty osadnictwa wielkiego na lewym brzegu Odry. Stanowisko Autora odnośnie do terytorialnego zasięgu pracy musi budzić uzasadniony niepokój. Można wprawdzie zrozumieć podstawowe przesłanki, jakimi kierowano się przy ustaleniu granic, jak stopień przebadania terenu czy praktyczne możliwości objęcia większego obszaru jednym studium. Z drugiej strony rozgraniczenie geograficzne (a także i polityczne w przeszłości) między Pojezierzem Zachodnio- i Wschodniopomorskim a Południowopomorskim nie rysuje się ostro i niektóre historyczne regiony średniowiecznego Pomorza zostały rozbite. Z tych względów obszar objęty omawianą pracą nie może całkowicie zadowolić historyka i stąd w szeregu wypadków prezentowane tereny osadnicze są nie wystarczające do wyciągania wniosków natury historycznej i przeprowadzenia nawiązań do okresów późniejszych. Musi się rodzić także uzasadniona obawa, że pominięte obszary południowej części ziem pomorskich sięgające po rejon Pradoliny, stanowiące pas różnej szerokości (w niektórych punktach stosunkowo wąski) nie będzie przedmiotem równie szczegółowych studiów osadniczych i na dłuższy czas może pozostać luka w stopniu opracowania materiałów archeologicznych do badań osadniczych południowych rubieży ziem pomorskich.

Studium poza uwagami wstępnymi (omawiającymi zakres pracy, dzieje badań i charakterystykę wykorzystanych źródeł) składa się z pięciu podstawowych części. Kolejno zajmują się one początkami i dynamiką osadnictwa od VI do X w., jego rozmieszcze-

¹ J. Łodowski, *Dolny Śląsk na początku średniowiecza (VI - X w.)*. Podstawy osadnicze i gospodarcze, Wrocław 1980; M. Parczewski, *Plaskowyz Głubczycki we wczesnym średniowieczu*, Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego. Prace archeologiczne z. 31, 1982.

niem na tle środowiska przyrodniczego, formami osiedli, skupiskami osadniczymi oraz ich strukturą terytorialną. Do monografii załączono zestawienie stanowisk archeologicznych podane w formie skróconej oraz bibliografię przedmiotu.

Podstawowym celem pracy było przesłedzenie przemian zachodzących w osadnictwie w starszych fazach wczesnego średniowiecza z uwzględnieniem ich społeczno-politycznych uwarunkowań. Zasadniczo pominięto w niej zarówno kwestię początków kryształizowania się na obszarze Pomorza organizmów państwowych, jak i problematykę związaną z najstarszą fazą ekspansji państwa wczesnopiastowskiego na ziemie pomorskie w X w. i ewentualne reperkusje z tym związane zarówno w dziedzinie osadniczej, jak i organizacji plemiennej. Omawiana praca koncentrująca się na szczegółowej analizie procesów osadniczych pomyślana została jedynie jako część szerszej planowanych studiów o podstawach osadniczych i ekonomicznych rozwoju ziem pomorskich u schyłku doby plemiennej. Główny w nim akcent położono na próbie odtworzenia kształtowania się wczesnośredniowiecznych struktur przestrzennych badanych na podstawie materiałów archeologicznych.

Książka powstała na podstawie analizy łącznie 2065 stanowisk archeologicznych różnego typu, jak: grodziska, csady, cmentarzyska, skarby, znaleziska luźne i nie określone. Wśród uwzględnionych stanowisk stosunkowo dużo, bo 37% (772) stanowią materiały o nieprecyzyjnej chronologii, ogólnie tylko datowane na wczesne średniowiecze.

W ramach studiów osadniczych starano się uchwycić dynamikę rozwoju osadnictwa opierając się na widocznym w materiałach archeologicznych progresywnym wzroście liczby punktów osadniczych w okresie od VII do X w. Osiągnięte rezultaty zaprezentowane w pracy zarówno w postaci graficznej, jak i ujęciach tabelarycznych powstały na podstawie analizy stanowisk dokładniej datowanych. Celem uzyskania dłuższej perspektywy chronologicznej rozszerzono bazę źródłową także o punkty datowane na wiek XI. Podstawa obliczeń obejmowała ogółem 1639 stanowisk różnego typu. Na podstawie przeprowadzonej analizy Autor wyodrębnił trzy główne fazy w rozwoju osadnictwa wczesnośredniowiecznego ziem pomorskich po zajęciu ich przez ludność słowiańską, co w świetle obserwacji miało miejsce w dwu niezależnych falach osadniczych, pierwszej stosunkowo słabej – w VI w. i silniejszej w wieku następnym. Najstarsza faza, obejmująca VII i VIII w., charakteryzuje się stosunkowo słabym przyrostem zasiedlenia, druga, datowana na IX w., była jego okresem kulminacyjnym, a ostatnia, przypadająca na X w., wykazała już mniejszą dynamikę rozwoju. W świetle uzyskanych rezultatów momenty przełomowe w rozwoju osadniczym przypadają na tych ziemiach na koniec VI i początek VII, połowę IX i przełom X i XI w. Przedstawione wyżej trzy fazy w rozwoju osadnictwa stanowią nową interesującą próbę szczegółowego rozwarstwienia dynamiki przeobrażeń osadniczych na Pomorzu. Należy nadmienić, że w ostatnich opracowaniach dotyczących ziem śląskich zdołano wyodrębnić jedynie dwie fazy rozwojowe². W omawianej pracy zaznaczył się więc wyraźny postęp w tej dziedzinie, a jednocześnie zwrócono uwagę na dalsze możliwości interpretacyjne kryjące się we wnikliwej analizie dokładniej wydатовanych materiałów archeologicznych i zastosowaniu metod statystycznych.

Recenzowana książka, ukazująca zarówno narastanie sieci osadniczej, jej związek ze środowiskiem przyrodniczym, jak i formę i strukturę terytorialną, poszerza także warsztat badawczy historyka. Stąd jej lektura skłaniać musi także do refleksji natury historycznej. Wydaje się, że celowe pominięcie w studium problematyki gospodarczej utrudniło jednak podjęcie szerszej interpretacji szeregu zjawisk także z dziedziny osadniczej. Ograniczyło to z konieczności możliwości uwzględnienia także aspektu ekonomicznego odgrywającego przecież istotną rolę w stosowaniu np. określonych form osiedli czy grodów, jak i wyjaśnienia kryształizowania się różnego typu jednostek terytorial-

² Por. J. Łodowski, o.c., s. 61.

nych. Wystąpiło to szczególnie jaskrawo w toku omawiania wieloczołowych aglomeracji osadniczych uznanych w pracy za miejskie. Jak wiadomo, studia nad procesami urbanizacyjnymi na ziemiach środkowej Europy osiągnęły już znaczne rezultaty i problemy genezy i rozwoju miast także na ziemiach pomorskich zostały już stosunkowo dobrze poznane. Badania wykazały, że stopień narastania cech miejskich odbywał się stopniowo i w różnym czasie. Tymczasem w omawianej pracy wybrane aglomeracje osadnicze potraktowane zostały niejako jednopłaszczyznowo, uznane za miasta bez uwzględnienia różnic zachodzących w stopniu ich urbanizacji w omawianym okresie. Wydaje się, że niektóre z nich mogły osiągnąć jedynie stopień rozwoju określany w literaturze jako załążki miast lub osady wczesnomiejskie. Oczywiście bez uwzględnienia momentu gospodarczego i w szerszym stopniu zarówno społecznego, jak i politycznego trudno jedynie na podstawie samego układu przestrzennego ocenić charakter poszczególnych osiedli. Zresztą w monografii w wielu wypadkach odstąpiono od przyjętych założeń i dla uzyskania dodatkowych argumentów uwzględniono pewne wyrwane informacje z dziedziny ekonomicznej.

Praca stara się zrekonstruować skupiska osadnicze w kilku następujących po sobie przekrojach chronologicznych, ukazać dynamikę ich rozwoju i zmiany w ich zasięgu. Na uwagę zasługuje wyznaczenie aż 18 zespołów osadniczych utożsamianych z małymi plemionami, różniącymi się wielkością zajmowanego terytorium, a przypuszczalnie także znaczeniem politycznym oraz pozycją gospodarczą. Ustalenia te odbiegają od dotychczasowych wyobrażeń o geografii plemiennej tego obszaru. W związku z tym rysuje się uwaga ogólniejszej natury. W rozprawie wystąpiła wyraźna tendencja do rozbudowy struktur drobnoplemiennych. W badaniach nad geografią plemienną ziem polskich istnieją wciąż przeciwstawne sobie tendencje: utożsamiania większych zespołów osadniczych z odrębnymi plemionami bądź odwrotnie — zmierzające do ich redukcji. Analogiczny do ukazanej w omawianej pracy punkt widzenia zaznaczył się np. w stosunku do Mazowsza³ czy Małopolski⁴, podczas gdy — odmiennie — na terenie Wielkopolski istnieją wyraźne tendencje do redukcji ilości plemion⁵. Wydaje się, że wciąż nie zdołano wypracować zadowalających metod odnośnie do możliwości identyfikacji zespołów osadniczych z plemionami. Niewątpliwie najbardziej udaną w odniesieniu do terenów pozostawionych przekazów historycznych pozostaje nadal aktualna próba wyodrębnienia pewnych cech w kulturze materialnej, która pozwoliła na ustalenie plemienia górno-środkowo-obrzańskiego⁶. Stosunkowo najlepiej poznane pod tym względem wydaje się nadal terytorium Śląska, gdzie jednak wyjątkowo wiele zespołów osadniczych da się identyfikować z nazwami plemiennymi przekazanymi w źródłach pisanych. Stąd łatwiej było pozostałe skupiska osadnicze, np. baryckie, utożsamiać z nie znanymi z nazwy drobnymi plemionami⁷.

³ B. Gerlach, *Studia nad archeologią średniowiecznego Mazowsza*, Warszawa 1975.

⁴ H. Łowmiański, *Początki Polski*, t. III, Warszawa 1967, s. 117 in.; t. IV, 1970 mapa na s. 467.

⁵ Np. odrzucenie identyfikacji z odrębnymi terytoriami plemiennymi Pałuk (J. Leśny, *Ze studiów nad osadnictwem i dziejami ziemi pałuckiej we wczesnym średniowieczu*, Sl. Ant. 22, 1975, s. 123 - 176) czy ziemi łądzkiej (A. Wędzki, *Z problematyki badań historycznych wczesnośredniowiecznego Łądu*, w: *Gród wczesnośredniowieczny w Łądzie nad środkową Wartą*. Materiały z seminarium nt. badania archeologiczne w Łądzie. Próba interpretacji przynależności plemiennej i funkcji grodu 26 i 27 VI 1974, Poznań 1978, s. 46 i n.).

⁶ Por. Z. Hilezerówna, „Małe plemiona” wczesnego średniowiecza i archeologiczne sposoby ich badania, Sl. Ant. 12, 1965, s. 83 - 126.

⁷ M. Młynarska, *Burgum milickie*, Kwart. Historii Kultury Materialnej 8, 1960, nr 4, s. 447 - 477.

Lektura pracy nie przekonuje, że wszystkie ustalone skupiska osadnicze istotnie były odrębnymi plemionami. W pracy zwrócono uwagę, że nie wszystkie zespoły osiągnęły tego typu stopień rozwoju. Jednak niewątpliwie to słuszne spostrzeżenie odniesiono jedynie do skupisk osadniczych istniejących w starszych fazach wczesnego średniowiecza. Brak przekonujących dowodów, by ten stan rzeczy nie utrzymał się znacznie dłużej, aż do X czy nawet XI w. Źródła pisane odnośnie do geografii plemiennej Pomorza są, jak wiadomo, bardzo skąpe. Właściwie jedynie dwa terytoria: Wolinian i Pyrzyczan, zostały zidentyfikowane i zlokalizowane w sposób przekonujący. Inne próby wiązania różnych nazw plemiennych, głównie przekazanych przez Geografa Bawarskiego (odnotowane częściowo w omawianej pracy), są nadal kontrowersyjne i nie znalazły dotąd zadowalającego rozwiązania.

Należy także nadmienić, że jednym z ważniejszych rezultatów pracy jest rekonstrukcja modeli wspólnot terytorialnych wraz z uchwyceniem ich tendencji rozwojowych zarówno przestrzennych, jak i strukturalnych w poszczególnych podokresach. W pracy zdołano uchwycić dynamikę tych przemian. W tej skali i o takiej dokładności chronologicznej jest to pierwsza tak szczegółowa próba poznania procesu osadniczego.

Omawiana praca wykorzystując w sposób maksymalny możliwości interpretacyjne źródeł archeologicznych na obecnym etapie badań dla ustalenia dynamiki przestrzennej osadnictwa, odtworzenia jego form oraz procesu tworzenia się wielostopniowych struktur terytorialnych, posuwa zdecydowanie naprzód stan wiedzy w tym zakresie. Stanowi ona próbę syntetycznego ustalenia modelu struktury osadniczej w okresie plemiennym. Uznać ją można za znaczący postęp nie tylko w badaniach nad przeszłością ziem pomorskich. Osiągnięte rezultaty przydatne będą również w analogicznych studiach nad szerszymi obszarami zachodniosłowiańskimi na Niżu Środkowoeuropejskim. Sprawę przyszłych badań będzie ustalenie, czy i na ile model pomorski był analogiczny na innych terenach lub na czym polegała specyfika rozwoju poszczególnych regionów. Historyk otrzymał zarazem solidną podstawę, stanowiącą dobry punkt wyjścia umożliwiającą kontynuowanie dalszych studiów zarówno nad dziejami politycznymi plemiennego Pomorza, jak i krystalizowania się ośrodków państwowych na tym terenie.

Andrzej Wędkci

Holena Malinowska-Łazarczyk, *Cmentarzysko średniowieczne w Cedyni*, t. I, s. 231, 38 tabl., 16 ryc., 7 tab., 1 zest.; t. II, s. 219, 121 ryc., Szczecin 1982.

Ważnym, długo oczekiwany wydarzeniem było ukazanie się dwutomowego dzieła dr Heleny Malinowskiej-Łazarczyk poświęconego średniowiecznemu cmentarzysku w Cedyni. Ta w dużej części przebadana nekropolia należy z liczbą aż 773 średniowiecznych grobów (w tym 3 ciepłopalnych) bezapelacyjnie do największych poznanych obiektów w środkowowschodniej Europie, a jednocześnie do bardzo interesujących. Względnie duże zróżnicowanie w wyposażeniu grobów oraz długotrwałe użytkowanie cmentarzyska, co najmniej od końca X do drugiej połowy XIV w., stworzyły dogodne warunki do rozwiązania wielu zagadnień mediewistycznych, np. rozwoju średniowiecznych zwyczajów pogrzebowych czy lokalnego rozwarstwienia społecznego. Również odkryte tam znaleziska specjalnie będą miały pewne znaczenie dla historii sztuki i szerzej — dla historii kultury.

Rezygnując z omówienia każdego poruszonego w pracy zagadnienia, chciałbym się ograniczyć do kilku refleksji nasuwających się po jej przestudiowaniu.

Niestety należy stwierdzić, że opracowaniu w wielu wypadkach brak należytej staranności, co znacznie utrudnia korzystanie z niego. Na planach cmentarzyska brak

granic wykopu, a treść wielu rysunków nie pokrywa się z opisami zamieszczonymi w tekście: np. na rysunkowej rekonstrukcji komory grobowej grobu 558 (t. I, ryc. 10) ukazane są dranice, natomiast Autorka na s. 24 t. I przypuszcza, że wykonano ją raczej z belek. Podobnie według opisu zamieszczonego w t. II, s. 35 sprzączka z grobu 130 jest zdobiona wyłącznie literami „T”, gdy równocześnie na rysunku (t. II, tab. VI) widnieje ponadto wczesnogotycka litera „A” i znak krzyża. Liczbę takich przypadków można by mnożyć (por. niżej).

O ile zasada umieszczania przy tak ważnych pozycjach streszczeń obcojęzycznych jest bardzo słuszna i umożliwia orientację w treści pracy badaczom zagranicznym, o tyle ich tak fatalna jakość, jak w tym wypadku, z całą pewnością wywołuje zupełnie odwrotne efekty (najistotniejsze pod względem merytorycznym poprawki naniósł autor w niemieckojęzycznej recenzji, która ukazała się w *Archäologische Zeitschrift* 19, 1985, s. 140-143).

Należy żałować, że praca została pozbawiona rysunków profilów wykopu. Ta dość powszechna praktyka ich pomijania w publikacjach obiektów sepulkralnych jest niezrozumiała, gdyż prawidłowo wykonane, są one nośnikami znacznej ilości ważnych informacji, np. o budowie geologicznej warstw, w które wkopano jamy grobowe, o późniejszych procesach niwelacyjnych itp. Nigdzie też nie wspomniano o profilach poprzecznych i podłużnych samych jam grobowych. Nasuwa to przypuszczenie, że tej metody badawczej nie stosowano, co z góry przekreśla szansę dokładnego określenia typu używanych trumien.

Przy rekonstrukcji rytuału pogrzebowego i rozwarstwienia społecznego obecność lub brak trumny jest dla Autorki podstawowym kryterium oceny. Takie postępowanie wydaje się niezbyt przekonujące, gdyż obecność trumny ustalono na podstawie występowania okuń, gwoździ czy sinug po deskach trumiennych. Te ostatnie są uchwytne za pomocą metod badawczych zastosowanych przez dr Malinowską-Łazarczyk tylko w wyjątkowych przypadkach, o czym już świadczy ich fragmentaryczne udokumentowanie. Fakt, że w przeważającej liczbie pochówków nie udało się ustalić nawet zarysu jam grobowych (!), z góry wyklucza wysuwanie wniosków statystycznych opartych na sporadycznie stwierdzonych śladach występowania trumny. Źródła ikonograficzne i pisane tego okresu wskazują raczej na powszechność używania trumien, niezależnie od różnic społecznych.

Również mało trafia do przekonania stwierdzenie, że „Większość zmarłych kładziona była bezpośrednio do ziemi, zwłoki zawijano jedynie w kawałki tkanin w rodzaju całunów grobowych. Przemawiałoby za tym zaobserwowane w wielu wypadkach ściśnięcie kości zmarłego” (t. I, s. 21). Na tej samej i następnej stronie Autorka bowiem pisze o zarysach trumny „w kształcie nieckowatym, łączonej na drewniane kolki i przypuszczalnie ustawionej na słupach” (t. I, s. 22). Ten opis odnosi się z dużym prawdopodobieństwem do trumny kłodowej, a wspomniane słupy wbijano w ziemię, aby zapobiec przewróceniu walcowatej trumny w jamie grobowej. Właśnie dla pochówków tego typu bliskie ułożenie kości jest znamienne, gdyż w czasie procesu rozkładowego osuwały się po pochylonych ścianach kłody na jej dno. Natomiast kości z pochówków w całunie charakteryzują się mniejszym ściśnięciem, ponieważ ich ułożenie już na stałe ustalono w momencie przysypania warstwą ziemi. Wszystkie te wątpliwości mogą tylko rozstrzygnąć wspomniane wyżej badania samej jamy grobowej za pomocą profilów poprzecznych i podłużnych.

Inny problem stanowi zasadność wykorzystywania metody statystycznego korelowania zabytków w momencie działania prawa małych liczb (wiele zabytków, np. miecz i grot włóczni, występowało tylko w jednym egzemplarzu!).

Bardzo istotnym zagadnieniem przy ocenie cmentarzyska w Cedynii jest interpretacja kilku znalezisk specjalnych z grobów 60, 481 i 740. Posłużyły one Autorce do przeprowadzenia rekonstrukcji dalekosiężnych powiązań handlowo-kulturalnych ludności cedyńskiej. Same zaś w sobie posiadają również znaczenie dla niektórych dziedzin historii kultury.

W grobie 60 odkryto jako jedyny element wyposażenia pierścioneł ($\varnothing$ 2,5 cm) o zewnętrznym obrysie oktagonalnym, na którego powierzchni biegnie napis: „HVNVT+HANVT”, (a nie „HUNUT+HANUT” jak pisze Autorka! t. II, s. 19). Powołując się na opinię doc. dr. hab. J. Szymańskiego, który zinterpretował napis jako „król Kanut”, Autorka odnosi tę inwokację na podstawie rozważań historycznych do Kanuta VI, króla duńskiego, który na przełomie XII i XIII w. przejściowo uzależnił od siebie Pomorze Zachodnie.

Interpretacja ta w pierwszej chwili wydaje się bardzo prawdopodobna. Jednak powołanie się na opinię niegermanisty, który ponadto swej wypowiedzi niczym nie uzasadnia ani nie tłumaczy, w jaki sposób litera „H” wyryta na pierścionku staje się literą „K”, nieodzowną do otrzymania słowa „KANVT”, jest metodologicznie dość wątpliwym przedsięwzięciem. Ponadto zabytek cedyński byłby, jak dotychczas jedynym przykładem w skali europejskiej wczesnośredniowiecznego pierścionka z inskrypcją odnoszącą się do żyjącego władcy. Jedyną wiadomość o podobnych praktykach zamieszcza Wincenty Kadłubek w swej kronice donosząc, że wyrazem wielkiej miłości Bolesława Krzywoustego do ojca była m. in. złota blaszka z wyrytym imieniem Władysława, noszona przez syna na piersi. Jak widać, przytoczona wzmianka udowadnia istnienie takiej praktyki wyłącznie jako objaw kultu dynastycznego, z którym pochówek z grobu 60 na cmentarzysku w Cedyni na pewno nie miał nic wspólnego. Z uwagi na całokształt średniowiecznej obyczajowości związanej z pierścionkami wydaje się bardziej przekonujące, aby w zagadkowej inskrypcji widzieć skrót religijnej sentencji, za czym przemawiałaby też wyraźna alternacja liter napisu.

Dwa pozostałe do omówienia zabytki specjalne, to okucie brązowe w kształcie ukoronowanego popiersia z grobu 481 (wys. 7,6 cm według rysunku na tabl. XVIII t. I, w opisie — t. II, s. 111 — nie podano rozmiarów) oraz dwuczęściowa sprzączka do pasa z grobu 740 (dl. ok. 7 cm), na okuciu której przedstawiono jeźdźcę pomiędzy dwiema postaciami stojącymi na tle dwóch arkad romańskich. Oba znaleziska H. Malinowska-Lazarczyk określa jako importy skandynawskie, opierając swe przypuszczenia na analogiach. Dla okucia brązowego widzi je w dwóch znaleziskach pochodzących z cmentarzyska w Świłubiu nad Dolną Parsętą, zaś w przypadku sprzączki — w podobnym egzemplarzu znalezionym w Szczecinie, który dotychczas również uchodził za import skandynawski, a jest na podstawie stratygrafii datowany na koniec XIII w.

Już sam opis zabytków dokonany przez Autorkę zawiera wiele nieścisłości. Do nich należy np. nieuzasadnione określenie płci ukoronowanego popiersia (okucie) jako męskiej (t. II, s. 111), a figurki za jeźdźcą na sprzączkę jako żeńskiej (t. I, s. 37).

Wbrew zapewnieniom Autorki (t. I, s. 91), znamy pewną liczbę bardzo dokładnych analogii do cedyńskich metalowych elementów pasa z grobu 740. Wszystkie ich warianty były stosowane w całej ówczesnej Europie, a okucia w kształcie litery „X” są według Ilse Fingerlin (*Gürtel des hohen und späten Mittelalters*, München, Berlin, 1971, s. 85) szczególnie charakterystyczne dla XIV w. Do bardzo ważnych dla interpretacji części pasa z grobu 740 należą dwa obiekty, znajdujące się obecnie w Skandynawii: pasek z zamku Fredensborg z pierwszej połowy XIII w. (Kopenhaga, Muzeum Narodowe; por. I. Fingerlin, op. cit., s. 362) oraz pochodzący ze słynnego skarbu z Dune — Gotlandia (Stockholm, Muzeum Historyczne; por. I. Fingerlin, op. cit., s. 447 nn.).

Do trzynastowiecznych części pasa z Fredensborga należy, obok sztabkowych okuć, zbliżonych w formie do cedyńskich, jednak pod względem artystycznym znacznie je przewyższających, zawieszka na sakwę (w Cedyni określona jako „okucie w kształcie strzemięcia” — t. II, s. 178). Niewątpliwie największą wagę dla interpretacji elementów cedyńskich mają jednak części pasa ze skarbu z Dune, pochodzące z lat około 1230 gdyż wspaniała scena figuralna na okuciu sprzączki jest analogiczna do sceny na okazie cedyńskim. Ogromne znaczenie odkrycia cedyńskiego polega na tym że pozwala rozstrzygnąć wieloletni spór o charakter przedstawienia na okuciu z Dune na korzyść interpretacji religijnej — wjazdu Chrystusa do Jerozolimy (por. I. Fingerlin, op. cit.).

s. 44 - 47). Jeździec na zabytku cedyńskim nie jest więc „władcą z berłem” (t. II, s. 178), lecz Chrystusem z liściem palmowym.

Z bliskości cytowanych tu analogii skandynawskich nie można jeszcze wnioskować o imporcie zabytków cedyńskich, gdyż i proveniencja obiektów z Fredensborga i Dune wciąż jest sporna. Również „analogie” z cmentarzyska w Świelubiu przytoczone przez Helenę Malinowską-Lazarczyk dla wzmocnienia argumentacji o skandynawskim pochodzeniu znalezisk cedyńskich nie stanowią żadnego uzasadnienia. Pomijając już dość znaczne różnice chronologiczne, są one wykonane w zupełnie innej technice. Wywód o prawdopodobnym powstaniu sprzączek ze sceną wjazdu do Jerozolimy w cysterskich pracowniach klasztornych Europy Zachodniej przekraczałby ramy recenzji i będzie przedstawiony przez autora w niedalekiej przyszłości.

Bardzo bliskie analogie ikonograficzne ma okucie cedyńskie w kształcie ukoronowanego popiersia w takich samych popiersiach kobiecych, wyhaftowanych na obrusie ołtarzowym z końca XIII w., pochodzącym z klasztoru Cysterek w Zehdenick (NRD, obecnie w Märkisches Museum w Berlinie) oraz w inkrustowanych popiersiach ukoronowanych na mieczu z Osiecznej, k. Leszna (obecnie w Muzeum w Lesznie), datowanym na drugą połowę XIII w. (por. M. Głosek, L. Kajzer, *Zdobiony miecz średniowieczny znaleziony w Osiecznej, pow. Leszno*, Kwartalnik Historii Kultury Materialnej, t. XXII, 1975, s. 282 nn.). Wskazuje to na możliwość miejscowego pochodzenia okucia cedyńskiego, gdyż np. między obydwoma klasztorami Cysterek, położonymi w niedalekiej odległości od siebie, musiało istnieć wiele kontaktów. Rzecz ciekawa, że również Hans-Joachim Beeskov, ostatni monografista obrusu ołtarzowego z Zehdenick, uważał to dzieło za import (por. J. B., *Einige Bemerkungen zum Zehdenicker Altartuch*, Herbergen der Christenheit, Berlin 1977, s. 33 nn.). Dowodem na to miał być poziom artystyczny tkaniny, zbyt wysoki, aby jego zdaniem mogła powstać na miejscu.

Taki tok rozumowania występuje, już w sposób podświadomy u wielu badaczy, nie doceniających różnicy między sztuką monumentalną (architekturą, rzeźbą, malarstwem ściennym) a rzemiosłem artystycznym. To ostatnie nie wymaga tak dużych nakładów, a co za tym idzie — i wybitne dzieła mogły powstać z dala od centrów artystycznych sztuki monumentalnej. Wspomniane skromne wymogi rzemiosła artystycznego wpływały na większą mobilność zarówno artystów-rzemieślników, jak i samych wyrobów, co często tak bardzo utrudnia ustalenia miejsc pochodzenia wyrobów. Ponadto należy podkreślić, że technika zdobienia stemplem wcale nie jest metodą skomplikowaną, a umiejętność grawerowania matrycy musiała być wówczas znana w całej Europie, chociażby ze względu na rozwiniętą już sieć mennic.

Na zakończenie jeszcze uwaga dotycząca terminologii. Używane przez Helenę Malinowską-Lazarczyk określenie „sprzączka o nieruchomym kolcu” (typ I — por. t. I, s. 36) wydaje się być niezbyt szczęśliwe, gdyż sugeruje, że przedmiot ten jest całkiem sztywny, co oznaczałoby trwałe połączenie kolca z ramą. Okazy tak określone charakteryzuje jednak tylko kolce nie przesuwający się poza wąską nacięcia w ramie. W związku z tym bardziej uzasadnione będzie chyba określenie „sprzączka o nieprzesuwalnym kolcu”.

Rainer Sachs

Barbara Sasse, *Die Sozialstruktur Böhmens in der Frühzeit. Historisch-archäologische Untersuchungen zum 9. — 12. Jahrhundert*, Berlin 1982, ss. 380.

Jako tom 7 Berliner Historische Studien, a tom IV serii Germania Slavica ukazała się w 1982 r. praca pióra Barbary Sasse pod podanym wyżej tytułem. W poprzedzającym pracę słowie wstępnym W. H. Fritze wyjaśnia, iż jest to studium mające dostarczyć

materiałów porównawczych do badań nad strukturą społeczną obszarów, które obejmuje swym zakresem pojęcie „Germania Slavica”, jedynie bowiem obszar Czech dostarczył stosunkowo licznych źródeł obu kategorii, zazębiających się chronologicznie, co umożliwiło dokonanie konfrontacji.

Właściwa praca, klarownie skonstruowana, rozpada się na 4 części. W pierwszej omawia Autorka zagadnienia metodyczne i charakteryzuje wykorzystane źródła obu kategorii, dwie następne poświęcone są analizie tych źródeł, w czwartej części dokonuje konfrontacji wyników analizy i podsumowuje rezultaty pracy. Uzupełnia rozprawę obszerna bibliografia, obrazująca, jak głęboko wniknęła Autorka w problematykę i materiały, oraz 16 (a więc niewiele, jak na tak obszernie studium) rycin, głównie planów ementarzysk, niekiedy analitycznych, wykresów i map, przynoszących rozrzut rozmaitych zjawisk analizowanych w pracy.

Praca Barbary Sasse cechuje się przede wszystkim jasnością oraz dyscypliną metodyczną. Eliminuje ona materiały nie odpowiadające założeniom analizy, a kwestie, na które analiza nie udzieliła odpowiedzi, pozostawia otwarte. Z drugiej jednak strony Autorka dąży do maksymalnego wykorzystania istniejących, niejednokrotnie niepełnowartościowych materiałów, zwłaszcza przy analizie grup regionalnych. Nie osłabia to jednak wrażenia, iż porusza się ona po dość pewnym gruncie nie grzęznąc w trzęsawisku hipotez. Takie podejście do pracy mogło w niektórych przypadkach zubożyć pracę, trudno jednak odmówić mu słuszności. Przykładem owego podejścia może być próba oszacowania, z jakiej wielkości próbką statystyczną ma się do czynienia. Liczba analizowanych grobów, w przeliczeniu na populację współcześnie żyjącą, wynosiła 295 - 296. Opierając się na różnych szacunkach stanu zaludnienia Czech rozważa Autorka, czy jest to próba o walorach statystycznych. Reprezentacyjność globalną obniża jednak znacznie nierównomierność rozrzutu zbadanych ementarzysk, a także wiele innych czynników zewnętrznych i wewnętrznych, zubożających wymowę materiałów sepulkralnych. Przegląd tych materiałów (zawarty w rozdz. 2.1) dowodzi, iż licznych materiałów nie dało się wykorzystać bądź w pełni wykorzystać z powodu niepełnego zbadania lub braków w dokumentacji, a przede wszystkim z powodu braku kompletnych źródłowych opracowań. Jest to niestety wciąż jeszcze najsłabszy punkt wielu naszych badań wczesnośredniowiecznych, także w Polsce. Znaczne opóźnienia opracowań źródłowych poważnie utrudniają podejmowanie rozmaitych zagadnień szerszych.

Przed przystąpieniem do analizy materiałów Autorka próbowała znaleźć odpowiedź na pytanie, w jakim stopniu ementarzyska z badanego okresu odbijają zróżnicowanie społeczne i majątkowe. Po prezentacji rozmaitych poglądów na ten temat i po rozważeniu różnych aspektów zagadnienia formułuje tezę, że okres środkowogrodziskowy w Czechach — odpowiadający czasom tworzenia się nowych struktur społeczno-politycznych z uwagi na ówczesne wyobrażenia o życiu pozagrobowym, narastające tendencje do manifestacji pozycji i rangi społecznej oraz stosunkowo słabą jeszcze infiltrację chrześcijaństwa — doprowadził do zaistnienia takich obyczajów sepulkralnych, które dadzą się zinterpretować socjologicznie. Następujące cechy poszczególnych pochówków mogą być przekąźnikami pozycji społecznej — usytuowanie grobu (ementarzyska) w danym regionie w stosunku do innych punktów osadniczych, usytuowanie grobu w obrębie ementarzyska, budowa grobu, wyposażenie zmarłego, z jednej strony ubiór, z drugiej właściwe dary grobowe (kryterium ilościowe i jakościowe), wiek i płeć zmarłego.

Po przeglądzie i charakterystyce źródeł pisanych, głównie z uwagi na ich wymowę w kwestiach analizowanych w pracy, formułuje Autorka zasady porównywania źródeł archeologicznych i pisanych oraz metody postępowania. Analiza materiałów archeologicznych powinna, jej zdaniem umożliwić ustalenie względnej skali pozycji społecznej osób pochowanych na ementarzyskach. Istniejące w badanym okresie znaczne różnice regionalne zmuszają do sporządzenia owej względnej skali jedynie w ramach grup regionalnych o podobnych obyczajach sepulkralnych. Z kolei analiza przekazów pisanych powinna doprowadzić do ustalenia hierarchii społecznej wymienianych w nich osób

z uwagi na ich prawa osobowe, funkcje społeczne, polityczne i majątek. Uzyskane z analizy dwie skale hierarchii społecznej osób zostaną następnie skonfrontowane przy uwzględnieniu warunków lokalnych. Do przeprowadzenia analizy posłużyła się Autorka wypróbowanymi już przez siebie metodami szczegółowymi: statystyką opisową, badaniem istotności statystycznej, kombinatoryką, analizą wieloczynnikową, zastosowała przy tym program EDV. Zabiegom statystycznym poddała nie tylko materiały archeologiczne, lecz również (i to jest interesująca nowość) dane zaczerpnięte z przekazów źródłowych.

Dwie następne części studium zawierają kolejno analizę źródeł archeologicznych i przekazów pisanych. Analizę materiałów archeologicznych rozpoczyna od omówienia cmentarzysk kurhanowych, ciałopalnych i bitynych, aby z uwagi na stan ich przebadania, jak i praktyki sepulkralne wyeliminować je z dalszej analizy. Właściwą zatem podstawą pracy stało się 2218 zespołów grobowych (na s. 24 jest mowa o 2118), pochodzących z 318 cmentarzysk. Dodatkowo uwzględniono materiały z 480 cmentarzysk, co do których istnieją tylko ułamkowe dane, nie umożliwiające wyróżnienia poszczególnych zespołów grobowych. Przeprowadzona analiza doprowadziła do ustalenia grup pochówków o określonych cechach, które następnie uporządkowano, zgodnie z założeniami, według hipotetycznej względnej skali hierarchii społecznej, przy uwzględnieniu różnic regionalnych. Według tych samych zasad w dalszym ciągu analizuje Autorka poszczególne cmentarzyska w celu uszczegółowienia wyników uzyskanych dla całości materiału.

Niewątpliwym osiągnięciem tego rozdziału są statystycznie uchwycone określone typy pochówków i wyposażenia. Warto też zwrócić uwagę na niektóre kwestie. Na podkreślenie zasługuje stwierdzenie zróżnicowania wyposażenia według klas wieku, czynnik, na który dotąd mniej zwracano uwagę. W literaturze nieraz podkreślano bogatsze wyposażanie dzieci (Autorka skłonna jest ten zwyczaj interpretować jako swego rodzaju wiano), natomiast na ogół uchodziła uwagi praktyka dość uboższego wyposażania osób starszych. Autorka słusznie zwraca uwagę na konieczność uwzględnienia w przypadku osób starszych kryterium budowy grobu jako wyróżnika społecznego.

Szczególne zainteresowanie budzi kwestia wielkości cmentarzysk i wielkości, a także struktury demograficznej i społecznej grupy ludzkiej użytkującej dane cmentarzysko. Niestety zaledwie w kilku przypadkach można się było posłużyć materiałami z dobrze przebadanych i opracowanych cmentarzysk. Jest to wymowny przykład, ile możliwości badawczych traci się przez niekompletne przekopanie, a zwłaszcza odwołanie opracowań cmentarzysk. Z istniejących materiałów wynika, iż w większości przypadków były to cmentarze niewielkie, a grupy ludzi współcześnie żyjących, które na ich podstawie udało się ustalić, wynosiły od kilkunastu do 40, w jednym tylko przypadku Starej Kouřimi — 70 osób. Nawet założywszy, że są to dane niekompletne, obrazują one jakąś wartość, rząd wielkości rzutu na dalsze studia paleodemograficzne. W tym świetle zastanawia dysproporcja np. między wielkością założeń obronnych (np. w przypadku Starej Kouřimi) a dość ograniczoną liczbą ludności tam zamieszkującej w świetle danych cmentarzyskowych. Sprawa zasługuje niewątpliwie na dalsze badania.

B. Sasse próbuje także ustalić wewnętrzną strukturę grup ludzi na podstawie wyników badań antropologicznych. Na przykład dla cmentarzysk w Starej Kouřimi przyjmuje następującą strukturę populacji współcześnie żyjącej: 31 - 32 dzieci i młodzież, 20 - 21 — młodszy dorośli, 13 - 14 — dorośli, 4 - 5 starcy. Zatem jej zdaniem było to ok. 10 rodzin z 3 - 5 dziećmi, przy czym jedynie co drugie dziecko osiągało wiek dojrzały. Na rodzinę zatem składałaby się para małżeńska, kilkoro dzieci w różnym wieku oraz reprezentanci starszego pokolenia, razem ok. 6 - 8 osób. Są to liczby wyższe, niż przyjmowane zazwyczaj w rozmaitych opracowaniach. Podobne dane uzyskala z analizy innych cmentarzysk (Brandýsek — 5 rodzin z 3 - 4 dziećmi; Radětice — 4 rodziny składające się z ponad 6 osób, Želenice — 3 - 4 rodziny na 24 osoby; Mlekojedy 2 rodziny na 18 - 19 osób). Dane te rozchodzą się dość istotnie z informacjami na ten sam temat

uzyskanymi ze źródeł pisanych (s. 264), w świetle których wielkość rodziny można określić przeciętnie na 3 - 5 osób, a liczbę dzieci najczęściej na 1 - 3. Autorka nie zatrzymuje się dłużej nad tą, uboczną dla jej rozważań, kwestią. Wydaje się jednak, iż jest to problem zasługujący na baczniejszą uwagę, wielkość rodziny bowiem jest niesłychanie ważna dla wszelkich szacunków demograficznych. Warto zatem podjąć próbę wyjaśnienia, czy np. źródła pisane uwzględniały wszystkich członków rodziny czy jedynie zdolnych do pracy (w przypadku ludności zależnej, której to kategorii społecznej najczęściej dotyczą informacje na ten temat).

W części trzeciej przechodzi Autorka do charakterystyki struktury społecznej Czech w wyniku analizy przekazów pisanych. Czyni to w dwu przedziałach czasowych: druga połowa IX i X w., okres słabo oświetlony przez nieliczne źródła pisane oraz XI - XII w., okres poznany znacznie już lepiej dzięki rodzimym źródłom, zwłaszcza najcenniejszym dla danej tematyki dokumentom. Siłą rzeczy analiza pierwszego odcinka czasowego pozwoliła na dość ogólne stwierdzenia. Dla okresu drugiego próbowała autorka uzyskać informacje bardziej szczegółowe, zwłaszcza dla poszczególnych regionów, aby uzyskać możliwie wiele punktów stycznych z wynikami analizy cmentarzysk.

Podsumowanie (część czwarta) przynosi zebranie wyników pracy oraz konfrontację informacji uzyskanych z oddzielnie prowadzonej analizy obu kategorii źródeł. Ogólnie można stwierdzić, iż nie mamy tu do czynienia z jakimiś rewelacyjnymi twierdzeniami. W wielu przypadkach są to potwierdzenia intuicyjnych ocen. Zasadą Autorki jest niewątpliwie pewne zobiektywizowanie, np. ustalenie owych kryteriów przynależności do elity i następnie (z uwzględnieniem konkretnych regionalnych warunków) próba zestawienia ich z informacjami pisаныmi. Niejednokrotnie mamy do czynienia bądź z cofaniem pewnej sytuacji społecznej znanej ze źródeł pisanych, bądź z przedłużeniem w czasie sytuacji uchwytnej w materiałach archeologicznych (zwłaszcza w rozdz. 3, poświęconym zagadnieniu kontynuacji warstw społecznych i organizacji gospodarczej od okresu oświetlonego źródłami archeologicznymi po czas znany z dokumentów pisanych). W tym ostatnim rozdziale znajdujemy bardzo wiele interesujących informacji, wydaje się jednak, że Autorka zbyt mało uwzględniła fakt dość znacznych przemian osadniczych i społecznych, z którymi musimy się liczyć w procesie formowania się państwa czeskiego. Stąd też niektóre szczegółowe wyniki zawarte w tym rozdziale nie są przekonujące. Wątpliwości budzi także np. twierdzenie, iż warstwa elity z czasów Przemysławów opierała swą rangę i znaczenie na posiadłościach ziemskich, a nie na pełnionej funkcji. B. Sasse skłonna jest zbyt schematycznie wywodzić ową elitę z dawnej elity przedpaństwowej, co oczywiście mogło, ale nie musiało mieć miejsca. Najbardziej przekonujące są fragmenty obrazujące przemiany posiadłości i organizacji gospodarczej Przemysławów, a także dotyczące obszarów nowo kolonizowanych i zagospodarowywanych.

Sumując krótkie uwagi o studium Barbary Sasse, chciałabym raz jeszcze podkreślić, iż otrzymaliśmy pracę niewątpliwie wartościową, przynoszącą jakże potrzebne zestawienie materiałów cmentarzyskowych (rzeczą badaczy czeskich będzie określenie, na ile kompletnych), wiele interesujących propozycji metodycznych i szereg ważnych ustaleń. Na zakończenie tylko pretensja do wydawcy o zbytne zmniejszenie rycin, zwłaszcza map, co czyni je prawie nie nadającymi się do wykorzystania.

Zofia Kurnatowska